



# Plauder-Stübchen

Wöchentliche Beilage zum  
**Rheingauer Bürgerfreund.**  
Verlag von Adam Etienne, Destr. Eltville.

1916. \* Nr. 44.

## Die Ebersburger.

Eine Geschichte aus alter Zeit von Fritz Rigel (Mainz).

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

**H**err Gise mochte wohl in den Mienen seines Widersachers, des Ritters Heinz von Ebersburg, etwas wie Unglauben lesen, denn immer noch gereizt von dem vorherigen Wortwechsel stieß er ärgerlich hervor:

„Glaubst du mir etwa nicht, daß alles so geschehen?“ Mit höflichem Lächeln erwiderte ihm der Gefragte: „Ich glaube dir recht gerne, daß du einen Vären gebunden hast! Doch wollen wir darob nicht weiter streiten und, anstatt Jagdgeschichten zu erzählen, jetzt zu Räte gehen, wo wir uns zuerst dem Kriegsvoll Jutdas stellen. Ich denke, daß wir sie ins Gebirge laden!“

„Ach, so laß doch jetzt das Planemachen, Heinz! rief einer der Ritter, Herr Eberhard von Spala, über den Tisch herüber. „Kommt Zeit, kommt Rat! — Jetzt laßt uns fröhlich sein beim Weine — wer weiß, wie lange wir's noch können! Den fremden Gaukler rufe uns herein, der Einkehr heute auf der Burg gehalten, daß er mit seinen Künsten uns ergötze! Als ich zum Tore eintritt, hört' ich ihn ein Liedlein in der Anapenstube singen. Der Schelm singt fürwahr gleich einer Nachtigall!“

„Der Gaukler soll herbei, jawohl!“ riefen jetzt mehrere Stimmen durcheinander. „Zum Kriegsrat haben wir ja noch lange Zeit!“

Zahlend stimmte die ganze Versammlung ein.

„Wenn ihr es denn nicht anders haben wollt — in Gottes Namen denn!“ sagte Herr Albrecht von Ebersburg und gebot dem in der Nähe stehenden Burghogt, den Fremden in den Palas zu holen.

Der Vogt entfernte sich und kehrte gleich darauf mit einem schwarzhaarigen Gesellen zurück, dessen buntschwarze Kleidung und ganzes Äußere darauf hindeutete, daß er zu jenem fahrenden Volk gehörte, das, aus dem Morgenlande stammend, die Lande umstet durchzog und mit Gesang, Spiel, Wahrsagerei und allerlei Gauklerkünsten seinen Unterhalt erwarb.

Der Eingetretene war ein schlanker Bursche mit gebräuntem Gesicht und langwallenden schwarzen Haaren, die in seltsamem Gegenjah zu seinen tiefblauen Augen standen. Über der Schulter trug er an einem grellroten Band eine Handharfe, sowie an einem Riemen eine große Ledertasche, die wohl das Handwerkszeug für seine Gauklerkünste enthielt.

Neugierig betrachteten die Ritter den Fahrenden, der sich mit über der Brust gekreuzten Armen ehrerbietig verneigte und die Versammelten in den eigentümlichen Kehllauten seiner Rasse mit den Worten begrüßte:

„Heil euch, ihr edlen, tapferen Ritter — möge euer Tag ein gesegneter sein! Mir schwillt das Herz vor Stolz, daß es mir vergönnet ist, vor solchem Kreis von Helden meine Kunst zu zeigen! In Demut harre ich eurer Gebote!“

„Laß hören, mit welchen Künsten du uns ergötzen willst, Geselle!“ sagte Herr Albrecht von Ebersburg.

„Mir ist die Gabe des Gesangs verliehen, o edler Herr, so daß ich es vermag, mit Lied und Leich die Stunden zu verkürzen. Von hohen Meistern meines Volkes ward ich geheime Kunst gelehrt, so daß der Zukunft Schleier deutlich ich durchschauen kann, und das Schicksal jedem Sterblichen zu künden, wie in den Sternen es geschrieben steht.“

„Dann bist du ja ein Teufelskerl, bei Gott!“ rief Heinz von Ebersburg. „Doch wer verbürgt uns die Wahrheit dessen, was du prophezeiest?“

Mit einem durchdringenden Blick sah der Gefragte den Sprecher an und erwiderte langsam:

„Ihr seid mir fremd, o edler Herr, doch wenn ich den allwissenden Geist befrage, der dienstbar mich umschwebt, dann kündet er mir eure Vergangenheit und Zukunft. Fragt mich nach der Vergangenheit — ich vermag sie gleich der Zukunft zu enthüllen!“

„Pottausend! So sag mir an, wann ich das Licht der Welt erblickte — verkünde mir, was ich in meinen jungen Jahren trieb. Vermagst du das, will getrost ich glauben, daß du auch meine Zukunft deuten kannst!“

Der Gaukler legte einige Augenblicke lang die Rechte auf



Die Teufelstanzel bei Aupstein. (Mit Text.)



die Stirne, beschrieb sodann mit dem Zeigefinger einen Kreis in der Luft und nahm, starr auf den Trager blickend, mit vor-geneigtem Oberkörper die Stellung eines Lauschenden an. So-dann sagte er mit hohler, eintöniger Stimme:

„Im Jahre des Heils 1246 wurdet Ihr geboren, o edler Herr; Frau Iringard hieß Eure edle Mutter. Ein jeder Bube seid Ihr stets gewesen, habt Euch im Wald und auf der Heide gern ge-tummelt. Kein Ross war Euch zu wild, kein Baum zu hoch — Ihr mühtet sie bestiegen. Doch seh' ich Euch auch neben dem schwarzlodigen Gefährten im trauten Winkel, alten Mären lau-schend, sitzen. Und jetzt — es trübt sich Euer Bild — ein zehrend Feuer loht aus Euren Augen und nach verbotnen Früchten trachtet Ihr! Der Freundschaft Bande reißen jäh — ich sehe Schwerter blühen —“

Mit wachsendem Erstaunen hatte Heinz von Ebersburg den Worten des Gaullers gelauscht; jetzt unterbrach er ihn heftig:

„Genug davon, halt ein, halt ein — mehr begehre ich von der Vergangenheit nicht zu wissen! Jetzt künde mir die Zukunft!“

„Die Zukunft ist so dunkel wie die Nacht, o edler Herr. Ihr Weisen laßt sich erst ergründen, wenn der Strahlenschein des Sonnengottes Ormuzd von dem Firmamente schwindet, — wenn Ahriman sein Herrscheramt beginnt. Wenn Helate, die Schreckliche, auf ihrer Bahn durch Sternennieere wandelt, dann ist die Zeit zur Weissagung gekommen!“

„Straf' mich Gott — der Schelm schwagt Zeug, daß einem Christenmenschen grauen kann!“ rief Herr Gise von Steinau. „Und macht dabei ein Jammergehst, als hätte ihn Freund Klapperbein beim Kragen. Gebt ihm einen Becher Wein zu trinken, laßt ihn singen! Wenn seine bösen Geister, der Valbrian und die Helate, oder wie sie heißen — der Teufel behalte die verrückten Namen —, wenn die angefaßelt kommen, dann mag er weisagen, soviel Ihr wollt!“

Von Gelächter begleiteter Beifall der Ritter ließ erkennen, daß alle mit Herrn Gise von Steinau einverstanden waren.

Der Fahrende warf einen fragenden Blick auf die Herren der Burg, und als der älteste Bruder, Herr Albrecht, ihm zu-stimmend winkte, löste er die Harfe von der Schulter und ließ die Saiten erklingen. Dann begann er eine schwermütige Weise zu spielen und fiel mit glodenheller Stimme ein:

„Ich hab' ein Aug' erschauet,  
Ein Auge mit lieblichem Strahl,  
Der drang mir tief in das Herze  
Zu wonnigem seliger Qual.  
Ich hab' ein Aug' erschauet,  
So düster, glühend und wild —  
Da war entschunden das Sehnen  
Nach jenem Engelsgebild.  
Von schwellenden Rosentlippen  
Hab' ich, von der Falschen betört,  
Berausches Gist getrunken,  
Das würgend das Herz mir verzehrt.  
Nun ist mir's im Herzen so ohe,  
Erloschen die flammende Glut,  
Verwirrt durch die eigene Fehle  
Der Frieden, das köstlichste Gut.“

Und könnt' ich Vergebung noch finden,  
Die Blume so lieblich und rein —  
Ein einjames Grab liegt im Walde —  
Vorüber — es sollte nicht sein!“

Mit einem klagenden Akkord schloß der Sang, der vor einem weniger rohen Zuhörerkreis wohl Beifall gefunden hätte, hier aber nur Enttäuschung hervorrief, die sich auf allen Gesichtern malte. Nur die im Hintergrunde der Halle stehende junge Frau, die, wohl gelockt von den Saitenklängen, während des Liedes eingetreten war, schien ergriffen zu sein, denn beifällig nickte sie mit dem blonden Haupte, doch gab sie ihren Empfindungen nicht mit Worten Ausdruck, sondern ließ sich geräuschlos auf der an der Wand umlaufenden Polsterbank nieder, als hege sie die Absicht, den weiteren Darbietungen des Sängers zu lauschen.

Herr Gise von Steinau aber rief gröhlend:

„Scher dich zum Henter mit solch traurigem Geplär! Ist das ein Sang für wadre Reiterleute? Wir wollen fröhlich sein, doch nicht bei vollem Becher Trübsal blasen! Sing uns ein Schelmenlied, ein Lieblein, über das man weidlich lachen kann!“

Ehrfurchtsvoll verneigte sich der Gescholtene gegen den Spre-cher und sagte untertänig:

„Wie Ihr gebietet, edler Herr! So höret denn den Sang vom Ritter Dietrich und seiner bösen Sieben.“

Und der Harfe ein lebhaftes Vorspiel entlodend, begann er:

„Herr Dietrich war im ganzen Land  
Als tapftrer Kede wohl bekannt;  
Vor seinem guten Schwerte  
Sank jeder Feind zur Erde.  
Nichts auf dem weiten Erdenrund  
Ihn zittern ließ und schrecken konnt;  
Nur eine wußt zu zwingen,  
Den Held in allen Dingen.  
Das war sein Weib, die Edeltraut,  
Mit ihrer Zunge scharf und laut;  
Wenn die begann zu schmälen,  
Wußt' er die Flucht erwählen.  
Doch trieb sie es ihm gar zu toll,  
Dann trant er sich des Weines voll,  
Und hatte für den Drachen  
Nur Spott und Hohn und Lachen.  
Da ließ zu einer guten Frist  
Frau Edeltraut mit Frauenlist  
Den Schlüssel zu den Gränden  
Des Weingewölbes verschwinden.  
Und gab dem durst'gen Held zum Graus  
Den Schlüssel nimmermehr heraus;  
So daß der arme Gatte  
Zum Trunk nur Wasser hatte.“

Selbst als sie zu der Tante ritt,  
Nahm sie den Kellerschlüssel mit;  
Doch diese Weibertüde,  
Sie ward dem Held zum Glücke.

Dem Ritter Kurt, der grimmste Feind  
Herr Dietrichs, hatt' es bös gemeint,  
Als er den Weg zur Tante  
Der Edeltraut verrannte.

Gefangen schleppt er sie samt Ross  
Hoch auf sein heiles Felsenloß,  
Und rief vor Freuden eitel:  
Jetzt, Dietrich, zieh den Beutel!

Nahm mit Gewalt zur selben Stund  
Frau Edeltraut den Schlüsselbund,  
Ist ihm zu Dietrichs Händen  
Durch einen Knappen sendend.

Und dies war seiner Botschaft Laut:  
Ich sing dein Weib, die Edeltraut;  
Du sollst das holde Wesen  
Mit Gold nun von mir lösen.

Drum send' ich dir die Schlüssel zu;  
Sperri' auf die schwere Eidentraut,  
Um tausend, ohne Grämen,  
Goldgulden drauß zu nehmen.

Da lacht Herr Dietrich laut und hell,  
Und sprach zum Boten: Gutgefoll,  
Dein Ross lent' heimwärts wieder  
Und künde dem Gebieter:

Der alte Spahn und grimme Streit  
Sei ausgelöscht für alle Zeit,  
Weil er so edel denkt  
Und mir die Schlüssel schenket.

Doch mach' ich eines zum Beding:

Weil glücklich er mein Hauskrenz sing

— Sag es getreu dem Alten —

Soll er es auch behalten.“

Brüllender Beifall und jubelndes Gelächter lohnten den Sängern, als dieser geendet, und Herr Gise von Steinau rief:

„Das ist ein ander Korn — das lob ich mir! O gäb' es doch recht viele so wadre Ritter wie jenen Kurt!“

Auf daß sie dich von meines Hauses Drachen erlösen — nicht wahr, Gise?“ fiel einer der Anwesenden lachend ein.

Herr Gise, anstatt von diesem bösen Scherz gekränkt zu sein, nickte nur schwermütig mit dem Haupte und langte nach seinem gefüllten Becher, indes die anderen den Sängern aufforderten, nunmehr auch seine sonstigen Künste zu zeigen.

Sich tief verneigend öffnete der Fahrende die Ledertasche und entnahm derselben die verschiedenartigen Gegenstände — Töpfe, Phiolen, Dolche, Stride, Kugeln und anderes —, die er auf einem von den Dienern herbeigebrachten Tische ausbreitete. Dann begann er in raschem Wechsel seine Gauller-künste, zog sich bunte Bänder aus dem Munde und aus den Ohren hervor, ließ sich anscheinend einen blühenden Dorsch in die Brust und zog urplötzlich einen Feuerbrand aus einem Topfe, um ihn zu verschlingen. Er versuchte nicht, mit diesen und anderen Kunststücken die Anwesenden in Erstaunen zu versetzen und erntete auch brausenden Beifall, doch war man wohl auf seltsamere Dinge gefaßt gewesen, denn hier und da flüsterte einer der Zuschauer dem anderen zu, daß derartige Kunstfertigkeiten von vielen Fahrenden geübt würden. Das tat aber der all-gemeinen Aufmerksamkeit an dem selten gebotenen Schauspiel keinen Abbruch, und mit atemloser Spannung folgte man den Darbietungen des Gaullers, bis die Dämmerung hereinbrach und einer der Ebersburger den Dienern befahl, die Kerzen an dem eisernen Kronleuchter zu entzünden. Dagegen erhob jedoch der Zauberünstler ehrerbietig Einspruch, indem er erklärte:

Nur unter den Schleiern des Dunkels vermag ich meine größten Künste zu zeigen, o edle Herren, denn die mir ge-hörigen Geister scheuen die Helle. Mit meinen Zauberschlamm ruf ich sie herbei, mit Flammen, die aus reinem Wasser, dem feuerfeindlichen Elemente, lodern. Erst wenn das Wasser flammt, dann schweben sie, zu jedem Dienste untertänig, um mein Haupt!“

Hiermit nahm der Sprecher eine metallene Schale und ein weitbauchiges Krüglein, trat an das Fenster und goß eine wasser-helle Flüssigkeit in das Gefäß, wie die Zuschauer bei dem letzten Tageslicht sehen konnten. In den Hintergrund der Halle zurück-tretend, wo bereits Dunkel herrschte, stellte der Gauller sodann die Schale auf einen Dreifuß und umschritt diesen mit langsamen Schritten neummal, dabei unverständliche Laute hervorstoßend und mit einem Stabe weite Kreise in der Luft beschreibend. Nach dem neunten Umgang trat er vor das nach der Überzeugung der Zuschauer mit Wasser gefüllte Gefäß, das durch seine Gestalt vollständig verborgen ward, und rief mit hohler Stimme:

Kommt an, kommt an aus Tiefen der Erde,  
Aus lustigen Höhen ihr mächtigen Geister,  
Seid untertan zu dieser Stund' den zaubrischen Kräften,  
Gehorham dem Meister!“

Als der Beschwörer von dem Dreifuß hinwegtrat, sah man aus der Schale blaue Flammen emporzüngeln, die einen zittern-den Schein auf die weiße Wand des Hintergrundes warfen, während seltsame Töne, bald Rauseln und Klirren, Quiden und Winkeln, bald leise Glodenschläge erklangen. Wieder beschrieb der Gauller mit dem Stabe einen Kreis in der Luft; die Töne verstummten, und eine Stimme wie aus weiter Ferne rief:

„Die Geister sind gewillt, dem Zauberstabe zu gehorchen!“ Atemlose Stille herrschte in dem Raume, und geheimes Grauen überrieselte die Zuschauer, als sie gewahrten, wie der Gauller einen dunklen, an einem langen Stabe befestigten Gegen-stand ergriff und denselben vor den Dreifuß stellte. Die blaue

und materiell  
daß dieser sch  
ten Liebe die

Sehtzutag  
machen  
in möglichen  
kreis zu schilb  
„Siebenten G  
sich für ihre  
Man er  
König von  
beschwert hat  
die Herren n  
men sie dur  
herein.“

Tatfache i  
porter seinen  
äußerste anfi  
allein, um die  
Erlangung it  
erhalten, son  
Ort und Ste

Während  
krieges wur  
Schliche und  
um die Wa  
zensur zu täu  
des Feldzug  
Zeitungen u  
die willkomm  
Friedensschlu  
im Volke w  
den, und stür  
mit Sehnjuc  
der Beendig

Der sehr  
hatte die Ch  
richt melden  
die aufmerk  
die Form  
an dem Frie  
er seiner Ze  
Wären die  
maßen ausg

Zu ähnli  
um seine Ra  
Die Frieden  
Johannesbur  
es streng ve  
doch, mochte  
Umständen

Der schlo  
einen auf P  
beschaffen.  
zum Frieden  
weisen Tas  
tagt, so soll  
drohte ein  
einem rote

Auf die  
Kriege ohne  
Mr. Ben

„Daily Teley  
schlusses nur  
In der Med  
Kopferbred  
Evangelium  
den lasse ich  
der Inhalt  
gramm ließ  
denn es lau

Als vor  
suchten, wa  
vieren“. I  
erklärt, daß  
findiger Re  
der Genera  
London bef  
begab sich



Flamme in dem Gefäß erlosch, leise Saitenklänge zitterten durch die Luft, und aus dem Dunkel klangen die Worte:

„Bis zu des Mondes nächstem Wechsel sind dem Sterblichen drei Fragen an die Zukunft gewährt. Die Geister harren der Fragen!“

„So mögen uns die Geister unser aller Schicksal künden!“ rief da Herr Gise von Steinau, der als der einzige der Versammlung in seiner Halbtrunkenheit nicht dem bestimmenden Eindruck der seltsamen Vorbereitungen unterlegen war.

„Es sei!“ antwortete die Stimme von vorn, während gleichzeitig ein kreisförmiger Lichtschein auf die Hinterwand des Saales fiel, in welchem zum allgemeinen Entsetzen ein Totengerippe sichtbar ward, das die Spitze über einem Gottesader schwang. Dampfe Saitentöne begleiteten das unheimliche Bild, und die Geisterstimme rief:

„Wie allen Sterblichen hienieden,  
So ist das Schicksal euch beschieden.“

„Dazu brauch' ich dich nicht, du Schelm — das kann ich selbst mir prophezeien!“ rief Herr Gise von Steinau ärgerlich, während die anderen ängstlich flüsternd die Köpfe zusammenstreckten. Da verblaßte das Bild, und eine hellgrüne Lichtflut erhellte den Hintergrund des Saales, in dessen Mitte der Zauberer mit erhobenem Stabe stand.

„Ihr habt, o edler Herr, die Frage nach euer aller Zukunft an die Geisterwelt gestellt — sie konnte keine andere Antwort geben. Zwei Fragen sind noch frei!“

Da richtete sich Albrecht von Ebersburg empor und rief Herrn Gise ärgerlich zu: „Kannst du denn deine Zunge niemals zügeln, du alter Weinschlanch? Um eine Frage hast du uns betrogen; jetzt rat' ich dir in gutem: bleibe stumm! Das Recht zu fragen steht zuerst mir zu!“ Und sich zu dem Fahrennden wendend, fuhr er fort: „Was sollen wir, die Ebersburger, hinfüro beginnen, um mächtig, angesehen und reich zu werden? Vermögen deine Geister dies zu künden?“

Die Gestalt des Gaußlers verschwand wieder in tiefem Dunkel, die ferne Stimme rief: „Es sei!“ und wieder flimmerte der kreisrunde Lichtschein auf der Hinterwand. In verschwommenen Umrissen zeigte sich darin das Bild eines ehrwürdigen Greises mit langwallendem weißen Barte in ritterlicher Tracht, bei dessen Anblick Hermann von Ebersburg, der mittlere der drei Brüder, unwillkürlich die Worte ausstieß: „Herr Albrecht, unser Vater!“ — Mahnend hatte die Gestalt die Rechte erhoben, und dumpf klang es von der Wölbung des Saales herab:

„Wenn ihr mit edlem Sinn nach Gutem trachtet,  
Die Augen äbt und niedres Tun verachtet —  
Dann wird das höchste Glück auf Erden  
In Zukunft euch beschieden werden!“

Die Gestalt verschwand, und in dem Lichtkreis erblickte man eine blühende Landschaft, in deren Mitte sich eine stolze, wimpelgeschmückte Feste — unverkennbar die Erbersburg — erhob. An den Ufern des Flusses, auf dem mehrere Fischer ihrem Verufe mit ihren Netzen nachgingen, weidete eine Herde Schafe, und auf dem nach der Burg führenden Wege war ein Zug festlich geschmückter Landleute zu erkennen, mit einem Brautpaar an der Spitze, das wohl nach der Burg kam, um die Glückwünsche der Lehnsherren einzuholen. Beglückender Frieden lag über dem ganzen Bilde, das offenbar einen tiefen Eindruck auf die rauhen Kriegerleute, besonders auf die drei Ebersburger ausübte, denn wie gebannt ließen sie unverwandt die Blicke darauf ruhen, und fast schien es, als ob sich in den Mienen des Jüngsten etwas wie schmerzliche Begehr ausprägte.

Azurblaue Dämpfe wallten jetzt empor, unter welchen das friedliche Bild verschwand; von einer blauen Lichtflut umflossen, stand der Gaußler wieder mit erhobenem Stabe vor dem Dreifuß.

„Noch eine Frage steht Euch zu,“ sagte er langsam in singendem Tone, „bevor das blaue Licht entwindet, muß sie gestellt sein!“

Da drängte sich das junge Weib, das sich während den vorigen Vorgängen schweigend auf dem Plaze an der Wand verhalten hatte, plötzlich vor und rief, die Hände bittend erhebend:

„So ratet mir, was ich beginnen soll, auf daß des Herzens Frieden mir wiederkehre!“

Ein unwillkürliches Gemurmel erhob sich nach diesen Worten in dem Saale, und Herr Albrecht von Ebersburg rief großend:

„Was sieht Euch an, Frau Schwägerin, daß Ihr es wagt, hier, wo nur Männer reden dürfen, Eure Stimme zu erheben? Schert Euch in Eure Kemenate!“

Und sein Bruder Hermann fügte hinzu:

„Es ziemt sich nicht, Frau Schwägerin, für Euch, hier in der Männer Kreise zu erscheinen. Und dreist ist es fürwahr von Euch, die Kunst des Zauberers mit lautem Wort zu stören.“

Heinrich von Ebersburg aber hatte sich von seinem Sitze erhoben und war mit finsterner Miene an die Seite des jungen

Weibes getreten, das ruhig in der Mitte des Saales stehengeblieben war, ohne das Schelten ihrer beiden Schwäger zu beachten.

„Waltrudis, was beginnest du?“ raunte er ihr in unheimlich-verständendem Tone zu. „Zum Hohn und Spott machst du mich vor den Gästen! Hinweg — hier ist kein Plaz für Weiber!“

Und mit festem Griff der Gattin Arm ergreifend, suchte er sie hinwegzuführen.

Waltrudis aber sträubte sich und stammelte stehend: „Erbarmen, Heinz! Laß mich die Antwort auf meine Frage erst vernehmen — dann such' ich wieder meine Einsamkeit!“

Einen Augenblick schien der Ritter zu schwanken, ob er die Bitte gewähren sollte, da rief sein Bruder Hermann ärgerlich:

„Unglücklich ist die Frage deines Weibes — mir steht die dritte Frage zu!“

Da erlosch plötzlich das blaue Licht, und aus dem Dunkel erscholl die Stimme des Fahrennden:

„Die dritte Frage ward gestellt beim Schein der blauen Flamme. Auf sie nur hat die Welt der Geister Antwort — auf weitere Fragen nicht! Erst bei dem Licht des neuen Mondes kann —“

„So mögen deine Geister schweigen!“ unterbrach Hermann von Ebersburg den Sprecher. „Hat uns das Weib genarrt, so sollst du wenigstens ihr nicht zu Willen sein!“

„Es sei!“ klang es als Antwort zurück, und wieder erhoben sich, wie zu Beginn der Beschwörung, die seltsamen verschiedenartigen Töne, während einige Augenblicke eine glutrote Helle den Raum erfüllte und wieder erlosch.

(Fortsetzung folgt.)

## Der neue Doktor.

Eine lustige Geschichte von Paul Blis. (Nachdruck verb.)

Feldberg, ein ruhiges, kleines Landstädtchen in der Mark, war eines Tages in regelrechtem Aufruhr. In das beschauliche Dasein der biedereren Deutschen fiel plötzlich die Bombe einer Neuigkeit, die geeignet war, die Ruhe sämtlicher Einwohner zu stören: Ein neuer Arzt beabsichtigte, sich im Städtchen niederzulassen.

Seit Menschengedenken war etwas derartiges nicht vorgekommen. Wozu auch so etwas? Alle Welt schlug die Hände zusammen. Ein Arzt war vollständig genug gewesen, und gottlob gab es wenig Kranke im Ort. Wozu nun also noch einen zweiten? Man stritt sich herum, was daraus werden sollte, und manches böse Wort über den „neuen Doktor“ wurde laut — noch dazu kam er aus Berlin, und man hatte ein geheimes Mißtrauen gegen alles, was aus der Hauptstadt kam.

Plötzlich aber änderte sich die Situation. Jemand, jemand hatte der Frau Postmeisterin im geheimen anvertraut, daß der neue Doktor ein bildschöner, unverheirateter Mann sei, daß er ein immenses Vermögen besäße, bei der Garde gedient habe und in dem Rufe stände, ein kleiner Schwerenöter zu sein.

Das stimmte die gute Frau Postmeisterin nachdenklich. Sie hatte eine heiratsfähige Tochter, und deshalb beschloß sie, von nun an für den neuen Arzt Stimmung zu machen. Es geschah auch, und zwar so nachdrücklich, daß bereits in wenigen Tagen alles von dem neuen Ankömmling sprach; — es gab eben noch mehrere heiratsfähige Töchter mit hoffnungsvollen Müttern in dem Städtchen; — ganz im geheimen aber flüsternten sich die guten Leute zu: „Haben Sie denn schon gehört? Er soll ja ein arger Schwerenöter sein!“ Ein Kopfnicken dazu, ein Lächeln und Augenzwinkern, und dann trug man die interessante Neuigkeit weiter, bis jeder im Ort wußte, was für ein ausgemachter Lebemann und Schwerenöter der junge Arzt sein sollte.

Endlich war der heißersehnte Tag da, an dem der Neuling seinen Einzug hielt. Man steckte die Köpfe zusammen, sprach dies und das — der eine war enttäuscht, der andere begeistert, interessiert aber waren sie alle.

Doktor Friß Schwallach war mit einem Schlage der Löwe des Tages. Als er dies wahrnahm, mußte er heimlich lächeln, er tat aber nichts dagegen, sondern spielte den harmlosen Menschen, der von alledem nichts sah und hörte. Er machte seine Besuche bei den Honoratioren und maßgebenden Leuten des Städtchens, wurde von allen Seiten mit offenen Armen empfangen und bekam so viel Einladungen, daß er gar nicht mehr zur Ausübung seiner zu erhoffenden Praxis hätte kommen können, wenn er alle diese Festlichkeiten hätte besuchen wollen.

Nur einer kam ihm ein wenig kühl entgegen: der alte Arzt. „Nun, lieber Herr Kollege,“ sagte der alte Herr, „Sie finden ja allerorten offene Arme hier, da kann es Ihnen bei dem guten Ruf, der Ihnen vorangegangen ist, doch nicht fehlen. Sie werden wohl Ihr Glück hier machen.“

Friß verstand wohl die leise Ironie dieser Worte, aber er hütete sich, näher darauf einzugehen und empfahl sich bald darauf.

Das Glück blieb dem neuen Doktor hold. Bereits in der ersten Woche bekam er drei Patienten und wurde Hausarzt bei





Maschinengewehr auf einem französischen Flugzeug.

Postmeisters. In der zweiten Woche stellten sich plötzlich bei der Frau Steuersekretär Atembelkemmungen wieder ein, natürlich mußte der neue Doktor kommen, der denn auch bald Abhilfe schaffte, und nach sechs Wochen war jeder darüber einig, daß der neue Arzt neben seinem gediegenen Können und Wissen ein wirklich feiner Mann war, der niemals sich erlaubt hätte, derartige Grobheiten zu sagen, wie es der alte Arzt oft getan hatte.

Er war der Liebling des ganzen Städtchens geworden. Die Männer fanden ihn gesellschaftlich und am Stammtisch als einen Unterhalter ersten Ranges, dem der Ruf des kleinen Schwerenöters mit Recht vorangegangen war, und die Damen sahen in ihm nicht nur den sehr interessanten Mann, der so viel schon erlebt hatte, sondern auch den heiratsfähigen Mann, der alle guten Qualitäten eines Mustergatten hatte; denn bekanntlich werden diejenigen die besten Ehemänner, die ihre Jugend genossen haben — so kalkulierte sie.

Der alte Arzt hatte sich zurückgezogen, er grollte nicht, er lächelte nur, er kannte die Welt.



General Petrov. (Mit Text.)

wieder zwang, etwas aus seinem „interessanten Vorleben“ zu erzählen; anfangs hatte ihn das ja riesig amüsiert, und er hatte den guten Leuten am Stammtische derartig tolle Geschichten erzählt, daß man ihn nahezu mit Ehrfurcht ansah; als man aber immer mehr von ihm verlangte und er, um seinem nun einmal bestehenden Ruf nicht zu schaden, immer neue Abenteuer erfinden mußte, da wurde ihm die Sache schließlich zu fade und er beschloß, die Situation zu ändern — er dachte an eine Heirat.

Schwer fallen konnte ihm das doch gewiß nicht, er brauchte ja nur

zugreifen, es boten sich ihm ja allerorten Gelegenheiten dazu, aber er wollte auch sicher gehen, und deshalb wählte er sehr sorglich. Nach langem Suchen und genauem Erwägen fiel seine Wahl auf Fräulein Frida Bedmann, der einzigen Tochter des reichen Amtmanns. Sie war ein hübsches und kluges Mädchen, hatte aber, obgleich sie schon fünfundzwanzig Jahre zählte, noch keinen Freier gehabt, und zwar deshalb nicht, weil sie in dem Rufe stand, zu herrisch und rechthaberisch zu sein. Auch der Doktor hatte dies wohl gehört, aber es hielt ihn nicht ab, trotzdem um das hübsche und reiche Mädchen anzuhalten, denn er traute sich die Kraft zu, dieses wilde Mädchen zu zähmen; auch vertraute er seinem guten Ruf, der ihn ja als einen Frauenbändiger bekannt gemacht hatte.

Er hielt also um das schöne Mädchen an und bekam das Jawort von Tochter und Vater. Zufrieden lächelnd erzählte er die Neuigkeit am Stammtisch.

Zuerst gab es natürlich im Städtchen eine allgemeine Enttäuschung, denn jede Mutter hatte auf ihn als Freier gerechnet, endlich aber fand man sich mit der Tatsache ab und tröstete



General Bojadjew. (Mit Text.)

sich, da er doch nur eine Heirat konnte. — Nun war aber jeder mann begierig, ob es dem neuen Doktor gelingen werde, sich das Recht im Hause zu wahren; obwohl man ihn für einen in jeder Beziehung erfahrenen Mann hielt, so zweifelte man doch an seiner Kraft und Fähigkeit, denn das Fräulein Braut galt eben als herrschsüchtig.

Aber auch hierin täuschte man sich wieder. Die Ehe war schlechterdings musterhaft. — Anfangs zwar hatte das Fräulein versucht, ihren Willen durchzusetzen, aber der Doktor hatte ihr dies gleich zu Anbeginn der jungen Ehe abgewöhnt, und zwar mit Liebe und Wit, bis sie einsah, daß er ihr wirklich überlegen war, und sich von der Zeit ab willenlos seinen Wünschen und Anordnungen fügte. Das trug natürlich dazu bei, das Ansehen und die Würde des Doktors in dem Städtchen noch zu mehren und ihm immer neue und gute Eigenschaften anzudichten, so daß sein Einkommen blühte und zunahm.

Eines Tages kam Besuch ins Haus des Arztes, und zwar



Das Geburtshaus des bulgarischen Heerführers General Bojadjew in Ohrida.

Er hatte eine gute Praxis und war noch immer der interessanteste und begehrteste Mann in den Gesellschaften. Nur eines schaffte ihm oft ein heimliches Unbehagen: daß man ihn immer

wirklich überlegen war, und sich von der Zeit ab willenlos seinen Wünschen und Anordnungen fügte. Das trug natürlich dazu bei, das Ansehen und die Würde des Doktors in dem Städtchen noch zu mehren und ihm immer neue und gute Eigenschaften anzudichten, so daß sein Einkommen blühte und zunahm.

Eines Tages kam Besuch ins Haus des Arztes, und zwar



Der Hafen von Piräus, woselbst Ententetruppen gelandet worden.

ganz plötzlich, Doktors, ein L der nach einig allein war, sp

Frau, wie ein flottes Ganz er Mann? Ja



ganz plötzlich, unangemeldet. — Es war ein Jugendfreund des Doktors, ein lustiger, fester Mann in den besten Jahren. Als der nach einigen Stunden seiner Ankunft mit der jungen Frau allein war, sprach er zu ihr: „Nun sagen Sie mir nur, gnädige

geworden als das Gegenteil; als er hier ankam, ging ihm ja bereits der Ruf eines argen Schwerenöters voraus.“

Jetzt lachte der Freund laut auf. „Fritz ein arger Schwerenöter!? Das ist einfach gottvoll! Nie ist er das gewesen, gnädige



Anhalten eines neutralen Dampfers durch einen deutschen Luftkrieger. Von K. Haseckamp.

Frau, wie haben Sie es angestellt, daß aus unserem Fritz so ein flottes Kerl geworden ist?“

Ganz erstaunt fragte Frau Frida: „Sie sprechen von meinem Mann? Ja, der war doch nie anders! Der ist hier eher solider

Frau! Das gerade Gegenteil sogar war er! Einen Trauerschiff nannten wir ihn stets!“

Sprachlos sah die junge Frau ihn an, sie begann das Spiel zu durchschauen, mit dem ihr Mann damals sich hier eingeführt



hatte, aber sie war doch klug genug, sich mit keinem Wort zu verraten. Als der Freund wieder abgereist war, stellte sie ihren Mann zur Rede, was an der ganzen Sache nun eigentlich wahr sei.

Und da antwortete der gute Fritz mit einem etwas verlegenen Lächeln: „Ja, liebes Kind, es ist wahr, ich habe euch allen hier damals eine kleine Komödie vorgespielt, aber nicht ich hatte sie beabsichtigt, sondern sie wurde mir hier geradezu aufgezwungen; irgendein Spaßvogel muß jene erste Nachricht über mein Vorleben hier verbreitet haben, und als ich ankam und sah, mit welchem Interesse man darauf wartete, meine Abenteuer kennen zu lernen, da gab es für mich kein Zurück mehr, wenn ich nicht meine Stellung preisgeben wollte, da fabelte ich eben tapfer drauf los, bis ich alle Welt von meiner Abenteuererei überzeugt hatte. Man wollte es ja so haben.“

Schweigend sah die junge Frau vor sich nieder.

Fritz aber sprach schnell weiter: „Und nun, mein Schatz, lassen wir das Geschehene vergessen sein und freuen uns, daß wir beide uns so gefunden haben und dadurch glücklich geworden sind!“ Damit umfaßte und küßte er sie.

Die junge Frau mußte sich natürlich darein finden, aber auch sie hatte das Geheimnis ihres Gatten treu bewahrt, weil sie einfaß, daß er recht hatte: Die Welt wollte eben getäuscht sein.

Eines aber hat sich von nun an doch geändert in dem Hauswesen des Doktors — jetzt ließ sich die kluge, energische Frau nicht mehr imponieren durch die sogenannten Erfahrungen ihres Mannes, jetzt setzte sie, wenn es darauf ankam, ihren Willen durch, was der gute Fritz wohl oder übel auch geschehen lassen mußte.

Die Nachbarn aber, die diese Änderung gar bald merkten, sagten dazu nur: „Da kann man doch wieder sehen, wie selbst der tollste Mann zahm wird, sobald er geheiratet hat.“

## Der Bäuerin Porträt.

Nach dem Norwegischen von Hans Gauthier.

(Nachdruck verboten.)

Franz Ebing slog auf seinem Zweirade über die sonnige Landstraße. Dort hinten schimmerten ein paar helle Häuser, die wohl schon zu dem Bauerngut gehörten, dem er zusteuerte. Er lachte verstohlen in sich hinein, als er des Brieses gedachte, der ihn hierher berief:

Lieber Herr Malermeister!

Kommen Sie morgen vormittag auf meinen Hof in Briesen, Sie sollen meine Frau malen, und wenn es auch dreihundert Mark kostet.

Ihr ergebenster K. Lang.

Noch nie hatte der bekannte junge Maler Ebing einen so naiven Auftrag bekommen. Er war auch im Begriff gewesen, den plumpen Antrag, der ihm überdies wenig verlockend erschien, sofort abzulehnen, doch da fiel ihm ein, daß er schon gar zu lange Ferien gemacht hatte und daß seine Börse einer kleinen Aufbesserung dringend bedurfte, und er entschloß sich, „mal unter die Bauern zu gehen“, wie er zu seinem Freunde spöttisch sagte.

Er hatte recht gesehen, jene Häuser gehörten zu Langs Bauerngut. Das erste und gleichzeitig größte war wohl das Wohnhaus des Besitzers. Ein gelbes Gebäude mit flaschengrünen Fensterläden; die Scheunen dahinter kupferrot; ein weißes Staket um einen wilden, alten Garten mit großen, bunten Blumen. Wie jammervoll häßlich ist das alles, dachte Ebing, was für ein Bild werde ich malen müssen, um diesem Geschmad gerecht zu werden?

Am Eingang zur Scheune stand ein alter Mann mit grauem Kopf und Bart und sprach mit einem Anecht. Ebing sprang von seinem Rade und fragte ihn, wo Herr Lang wohne.

„Hier“, antwortete der Alte und sah den jungen Mann scharf an. „Was wünschen Sie von ihm? Er steht vor Ihnen.“

Als Ebing seinen Namen nannte, klärte sich das ernste, durchfurchte Gesicht des Bauern auf.

„Hat meine Frau doch gleich gesagt, daß Sie kommen werden, aber ich hab's nicht geglaubt. Es ist immer verkehrt, wenn ich ihr nicht glaube. Kommen Sie nur mit mir.“ Und ein kräftiger Handschlag folgte.

Auf dem Wege zum Hause erzählte er dem jungen Maler, daß er sich schon lange ein gutes Bild von seiner Frau gewünscht habe, und nun habe er in einer illustrierten Zeitschrift, aus der er abends seiner Frau vorzulesen pflege, ein Bild von Herrn Ebing gesehen. „Kühe auf der Weide“, das habe ihm so gut gefallen, daß er gleich gesagt habe, der und kein anderer dürfe seine Frau malen, das ist der Rechte! Das Geld habe er auch schon parat gelegt. Dann führte er den Gast in ein großes Zimmer und ließ ihn allein, um seine Frau zu holen.

Ebing sah sich in der „guten Stube“ um, deren Tapeten, Möbel und Wenden die ganze Farbenskala enthielten; er konnte sich eines spöttischen Lächelns nicht erwehren.

Da hörte er langsame Schritte, und die Bäuerin trat ein, eine

große Frau mit grauem Haar, hager und runzelig. Sie hatte sich gepuht, um dem Maler zu sitzen, hatte ihr seidenes Kleid angezogen und eine schwarze Perlenkette um den mageren Hals gelegt. Aber Ebings Spott verstummte — diese Frau war blind. Und ein tiefes Mitleid erfaßte ihn. Mit geschlossenen Augen kam sie auf ihn zu und reichte ihm die Hand. Mit der andern stützte sie sich auf einen Stod. Sie sprach leise und einförmig.

„Es ist schön von Ihnen, daß Sie zu uns gekommen sind, Herr Ebing.“

Welche große Traurigkeit kann in dem Antlitz einer Bäuerin liegen, dachte der junge Maler, und setzte ihr ehrfurchtsvoll einen Stuhl zurecht.

„Ich soll Sie also malen, Frau Lang?“ fragte er.

Sie errötete leicht. „Ist das nicht lächerlich?“ entschuldigte sie sich. „Aber mein Mann will es durchaus. Er gibt nicht nach, schon seitdem ich photographiert bin; es war ein großes Bild, und sie sagen alle, daß es sehr gut ist, aber er ist nicht zufrieden damit. Ein richtiger Künstler soll dich malen, Mutter“, sagt er. Und wenn Sie Augen auf das Bild malen würden, dann wäre er Ihnen noch dankbarer und würde Ihnen extra dafür bezahlen. Vielleicht könnten Sie die Photographie meines Sohnes dort drüben benutzen; der hatte meine Augen. Wäre das sehr schwer?“

„Durchaus nicht“, antwortete Ebing mit bewegter Stimme; er schämte sich seiner selbst und der Gedanken, mit denen er hierher gekommen war.

„Ich verstehe so gut“, fuhr die alte Frau fort, „daß es einem jungen Mann komisch vorkommen muß, eine blinde, alte Frau zu malen; aber für meinen Mann ist es nicht komisch. Er wünscht es sich so sehr. Er ist der beste Mann, den es auf der Welt gibt, er denkt immer nur an mich. Obgleich ich gar nicht spielen kann, hat er mir das Klavier hier gekauft, nur weil ich so gerne spielen höre, und der Küster oder des Pastors Tochter mir manchmal etwas vorspielen können. Und wenn solch ein junger Mann wie Sie es auch nicht versteht, wird es doch ein Trost für ihn sein, ein Bild von mir zu haben. Ich dachte mir gleich, daß Sie es komisch finden werden, und darum bin ich rasch vor ihm hergekommen, damit Sie nicht etwas zu ihm sagen, was ihn kränken könnte — daß es lächerlich ist oder so etwas. Er hält so viel von Ihnen und ist so froh, Sie hier zu haben, daß ich traurig wäre, wenn es eine Enttäuschung für ihn werden sollte.“

„Aber es ist ja die natürlichste Sache von der Welt, daß er gern ein Bild von Ihnen besitzen möchte“, warf Ebing ein.

„Ja, doch junge Menschen sehen das vielleicht nicht ein“, antwortete sie. „Die glauben immer, sie wissen alles, aber sie wissen doch nicht, wie es ist, wenn Menschen zusammen gelitten haben. Ich wußte auch erst, was mein Mann mir war, als ich mein einziges Kind verlor. Wenn ich dann in der Nacht aufwachte und vergeblich das kleine Bett neben mir suchte, dann war er es, der mich tröstete. Sehen Sie Erichs Bild dort unter dem Blumenkrenz?“

„Ein hübscher Anabe“, sagte Ebing.

„Ja. Er ist ertrunken. Er hat mit anderen am Fluß unten gespielt, und einer fiel ins Wasser, da sprang mein Junge nach, aber sie ertranken beide. Er war ein gutes Kind und immer der Erste in der Klasse. Das haben Vater und ich alles zusammen durchgemacht. Dann wurde ich blind, und nun war es, als wolle er mir meinen Jungen und meine Augen ersetzen und alles für mich sein. Und das ist er auch geworden. Sehen Sie, ich bin alt und häßlich und blind und verkrümmt, aber das sieht er alles nicht. Verstehen Sie das nun?“

„Ja, ich verstehe“, sagte Ebing leise. „Und ich danke Ihnen, daß Sie so offen mit mir gesprochen haben, denn nun erst werde ich ein gutes Bild von Ihnen malen können. Und nun möchte ich gern zwei Bilder von Ihnen machen, ein Brustbild und eines im Gartenstuhl draußen.“

„Ja, aber“, sagte sie verlegen, „das wird zu teuer werden, und wozu auch.“

„Ich möchte es so gern, es soll Sie nichts kosten. Dreihundert Mark sind genug — ich wünschte, ich könnte es umsonst machen.“

„Drehundert Mark! Ist es möglich? Für ein Bild von mir!“ Sie errötete plötzlich wie ein junges Mädchen. In diesem Augenblick kam ihre Mann herein.

„Vater“, rief sie, „wills du wirklich dreihundert Mark für ein Bild von mir ausgeben?“

„Ja, siehst du, Mutter, es gibt keine größeren Narren als die alten Narren“, sagte er munter.

Und als die alte Frau das bligende Antlitz der Stimme ihres Mannes zuwandte und dieser sie ansah, senkte Ebing den Kopf.

Den ganzen Tag saß der junge Maler bei seinen Skizzen, und da er abends zurückfuhr, wußte er, daß er seine beste Arbeit geschaffen hatte. Doch er dachte nicht an seine Arbeit und nicht an sich selbst, sondern er suchte zu begreifen, daß auch ohne geistige



und materielle Verfeinerung eine gewisse Schönheit möglich sei, daß dieser schlichte Mann und diese schlichte Frau in ihrer erprobten Liebe die besten Gaben des Lebens erhalten hatten.

## Journalistenkniffe.

Heutzutage, wo die Zeitungen einander so scharfe Konkurrenz machen und sich in der Eucht, sensationelle Vorkommnisse in möglichster Schnelle und packender Darstellung ihrem Leserkreis zu schildern, zu überbieten suchen, müssen die Vertreter der „Siebenten Großmacht“ sehr raffiniert zu Werke gehen, wenn sie sich für ihre Zeitung eine interessante Neuigkeit sichern wollen.

Man erzählt, daß, als man sich einst bei dem verstorbenen König von England über die Dreistigkeit gewisser Journalisten beschwert hatte, Seine Majestät lachend geantwortet habe: „Laßt die Herren nur gewähren. Schließt man ihnen die Tür, so kommen sie durch den Schornstein herein.“

Tatsache ist es, daß der Reporter seinen Scharfsinn oft auf äußerste anstrengen muß, nicht allein, um die Nachricht, an deren Erlangung ihm so viel liegt, zu erhalten, sondern auch, um sie an Ort und Stelle zu befördern.

Während des letzten Burenkrieges wurden alle möglichen Schliche und Kniffe angewandt, um die Wachsamkeit der Pressensur zu täuschen. Gegen Ende des Feldzuges wetteiferten die Zeitungen miteinander, als erste die willkommenen Nachricht des Friedensschlusses zu bringen, denn im Volke wollte man den Frieden, und stündlich erwartete man mit Sehnsucht die Nachricht von der Beendigung des Krieges.

Der sehr geschickte Kriegskorrespondent Mr. Edgar Wallace hatte die Ehre, als erster seiner Zeitung die willkommenen Nachricht melden zu dürfen. Er mußte dabei viel List entfalten, um die aufmerksame Zensur zu täuschen. Sein Kabelgramm hatte die Form einer unschuldigen, geschäftlichen Nachricht. Als er an dem Friedensschlusse nicht mehr zweifeln konnte, telegraphierte er seiner Zeitung: „Habe für Sie 1000 Randaktien gekauft.“ Wären die Verhandlungen gescheitert, so hätte er sich folgendermaßen ausgedrückt: „Habe für Sie 1000 Randaktien verkauft.“

Zu ähnlichen Kniffen hatte er seine Zuflucht nehmen müssen, um seine Nachricht zu erhalten. Das war keine so leichte Sache. Die Friedensunterhandlungen wurden in einiger Entfernung von Johannesburg geführt, und allen Zeitungskorrespondenten war es streng verboten, sich an jenem Orte blicken zu lassen. Und doch, mochte es kosten, was es wolle, man mußte sich unter allen Umständen in den Besitz der wertvollen Kunde setzen.

Der schlaue Mr. Wallace versiel auf den Gedanken, sich durch einen auf Posten befindlichen Soldaten seine Informationen zu beschaffen. War es unbedingt sicher, daß die Verhandlungen zum Frieden führen würden, so sollte ihm der Soldat mit einem weißen Taschentuche winken; wurden die Verhandlungen vertagt, so sollte der Posten ein blaues Taschentuch benutzen, und drohte ein Abbruch der Verhandlungen, so war das Zeichen mit einem roten Taschentuche zu geben.

Auf diese Art kam die Nachricht von dem abgeschlossenen Kriege ohne geringstes Verzögern nach England.

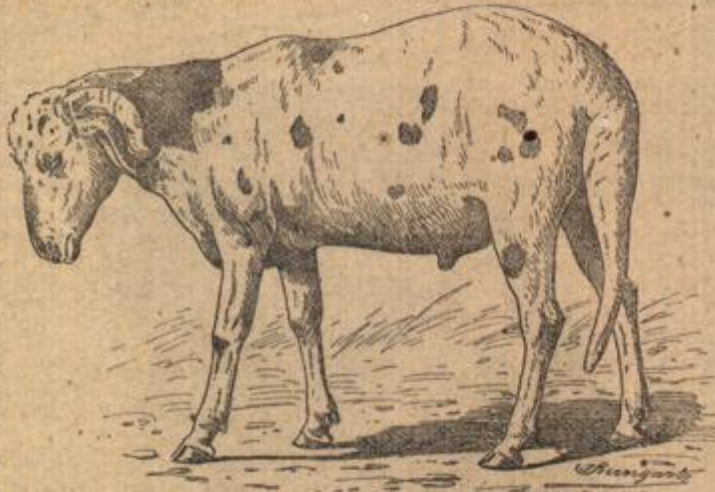
Mr. Bennett Burleigh, der als Kriegskorrespondent für den „Daily Telegraph“ tätig war, tadelte an dem Tage des Friedensschlusses nur das eine Wort an seine Zeitung: „Pfungstgrüße“. In der Redaktion verursachte dieses räthelhafte Telegramm viel Kopfzerbrechen, bis einer der Redakteure darauf versiel, das Evangelium für Pfingsten nachzuschlagen. Dort heißt es: „Frieden lasse ich euch; meinen Frieden gebe ich euch.“ Damit war der Inhalt des Telegramms erklärt. Sein nächstes Kabeltelegramm ließ an der Richtigkeit dieser Auslegung keinen Zweifel, denn es lautete: „Komme zurück!“

Als vor etwa zwölf Jahren die Burengenerale London besuchten, waren alle größeren Zeitungen bemüht, sie zu „interviewen“. Die Herren hatten aber ebenso höflich als kategorisch erklärt, daß sie nicht „interviewt“ zu werden wünschten. Ein findiger Reporter, der in Erfahrung gebracht hatte, daß einer der Generale einen renommierten Schneider im Westend von London besuchen wollte, um sich dort einen Anzug zu bestellen, begab sich sofort in das betreffende Atelier, und es gelang ihm

auch, von dem Inhaber die Erlaubnis zu erwirken, dem hervorragenden Kunden Maß nehmen zu dürfen. Die Folge war, daß seine Zeitung einen ausführlichen Bericht bringen konnte.

Eine hübsche Geschichte wird auch von einem französischen Journalisten erzählt, der für seine Zeitung Emile Zola interviewen sollte. Es war gerade die Zeit, als die Affäre Dreyfus in aller Munde war, und der Verfasser des „Germinal“ hatte es auf das entschiedenste abgelehnt, sich auszuordnen zu lassen. Der Journalist war aber schlauer als Zola, der ohne Bedenken in die Falle ging, die dieser ihm stellte. Mit einer bewundernswerten Dreistigkeit bewog der Reporter Zolas Dienstmädchen, sie möchte doch ihrem Herrn melden, daß sein Freund François Coppée in den letzten Zügen liege. Auf diese Nachricht kam rasch Zola an die Tür, um Näheres zu erfahren. Jetzt bat der Journalist um Entschuldigung, und nachdem sich Zolas Zorn besänftigt hatte, mußte er selbst über diese List lachen und belohnte den findigen Zeitungsdreier durch Mitteilung der Nachrichten, die dieser so gern haben wollte.

J. Cassirer.



Gerero-Schaf. Von J. Bugarth. (Mit Text.)

## Gemälde und Münzen.

Der durch seine Sonderbarkeiten bekannte Helmsiedter Professor Jakob Veireis hatte bei seinen adeptischen Versuchen einige chemische Stoffe entdeckt, so z. B. eine Scharlachfarbe, die von ihm sorgfältig geheimgehalten wurden und ihn schon in verhältnismäßig jungen Jahren zum reichen Manne machten. Seinen Reichtum benutzte er dazu, allerhand mehr oder minder wertvolle Sammlungen von Natur- und Kunstschätzen, sowie eine wertvolle Bibliothek anzulegen. Bekannt war

sein Diamant, größer als ein Hühnerai, den angeblich der Kaiser von China bei ihm versteckt habe, den er aber Kennern nie zeigte und der sich nach seinem Tode nicht vorfand, und wahrscheinlich ein Topas war. Am berühmtesten war seine Automaten Sammlung mit dem Baucanonschen „Flötenspieler“, der „fressenden Ente“ u. a. Zu erwähnen sind auch seine eigens von Lieberkühn injizierten anatomischen Präparate, physikalische Instrumente von Otto von Guericke, und viele andere Seltenheiten; die mathematischen, physikalischen und astronomischen Instrumente vermachte er testamentarisch der Universität Helmsiedt. Besonders sammelte er Mineralien und Edelsteine, Gemälde, Münzen, Käfer und Schmetterlinge, sowie alles antiquarisch Wertwüdrige.

Zu Helmsiedt lebte damals der Antiquitätenhändler Bern, der die Sammlungen des Professors durch manches wertvolle Stück bereichert hatte. Einst kam Bern zu Veireis und bot ihm eine Silbermünze aus der Zeit des römischen Kaisers Marcus Aurelius an. Die Münze war ganz abgeglättet, und man bemerkte nur die Buchstabenverbindungen Mar und ur, sowie die Umrisse eines Kopfes. Professor Veireis holte die Münzen hervor, die er bereits aus der Marc-Aurel-Zeit besaß, und es stellte sich heraus, daß darunter keine von der Gestalt und Größe der angebotenen Münze sei. Bern stellte den Preis für dieselbe ziemlich hoch, so daß Veireis sich nicht sofort entschließen konnte, sie zu kaufen. Er sagte, er wolle sich die Sache noch überlegen. Bern sollte am nächsten Tage wiederkommen.

Der Kunsthändler kam denn auch zur bestimmten Zeit, und nun machte ihm Veireis den Vorschlag, er wolle die Münze gegen ein wertvolles Gemälde von Rembrandt eintauschen. Bern horchte hoch auf. Das war mehr als er erhofft hatte. Jedoch kannte er die zu Scherzen aufgelegte Natur des Professors zu gut und bat daher, ihm das Gemälde zu zeigen. Mit großem Ernste brachte Veireis ein kleines, schlecht gemaltes Bild, welches den Brand eines Schlosses darstellte, aus dem einige weibliche Gestalten fliehend herausschienen. In einer Ecke stand der Name „Rembrandt“.

Der Kunsthändler betrachtete das Gemälde sehr aufmerksam und sagte dann: „Mit diesem Gemälde hat man Sie betrogen. Die Inschrift in der Ecke hieß ursprünglich „Harembraut“. Man hat das „Ha“ austradiert, ein „t“ hinzugefügt und so aus dem Titel des Bildes den Namen des berühmten Malers gemacht.“

„Und mit Ihrer Münze“, erwiderte Veireis lächelnd, „sind Sie ebenfalls betrogen. Die Münze ist eine Mark Hamburgisch. Von der Mark ist das „Mar“, von Hamburg das „ur“ stehen geblieben.“

Seit dieser Zeit hat keiner der beiden Kunstkenner den andern zu überlisten versucht.

Max Gläd.



## Unsere Bilder

**Die Teufelskugel bei Austerlitz.** Unter den vielen Sehenswürdigkeiten in der Umgebung Austerlitzs verdient auch die „Teufelskugel“ erwähnt zu werden. An das größte Felsgebilde der „Teufelskugel“, die vom dritten Kaiserhof aus in einer halben Stunde zu erreichen ist, knüpft sich, wie schon der Name erraten läßt, eine alte Volksage. Vor alter Zeit hat der Teufel auf dieser Felsenkugel einmal gepredigt. Da er aber keine willigen Zuhörer fand, wollte er in seinem Grimm die Kugel auf die Widerwärtigen schleudern, um sie zu zermettern. Gottes Hand hielt sie jedoch auf dem Felsen wunderbar auf, so daß niemand Schaden litt.

**Bulgarische Führer im Weltkrieg:** 1. General Petrow, früherer Minister des Äußern, der im Balkankrieg die Operationen an der albanischen Grenze leitete und jetzt Militärgouverneur der von den bulgarischen Truppen besetzten Gebiete ist. Während des ersten serbisch-bulgarischen Kriegs 1885 war er Generalstabschef. 2. General Klement Bojadiew, einer der markantesten Führer unserer Verbündeten. Er ist Mazedonier, stammt aus Ohrida und hat die drei Serbenkriege 1885, 1912 und 1913 mitgemacht, in deren letztem er die erste Armee zum Siege führte. Der Pour le mérite und die beiden Eisernen Kreuze schmücken ihn.

**Herero-Schaf.** Der dunkle Erdteil weist in seinen Gebieten verschiedene heimische Hauschafe auf, die fast alle zu den „Fettschwänzen“ zählen. Das deutsche Schutzgebiet Namaland wird von einem Stamm der Bantuneger, den Hereros, bewohnt, die uns durch die Kämpfe mit unserer Schutztruppe hinlänglich bekannt sind. Die Hereros sind gute Viehzüchter und ihr ganzes Sinnen und Trachten ist auf die Vermehrung ihrer Rinder- und Schafherden gerichtet. Da die Weidegründe nicht gewissenhaft abgesteckt sind und ein Übertreten derselben wohl zu den Verpflogheiten dieses misstrauischen Stammes gehörte, wurden dieserhalb oft erbitterte Kämpfe mit den Nachbarstämmen geführt. Wenigstens mag dies früher der Fall gewesen sein, unter dem Schutze der deutschen Regierung wird es wohl schwerlich noch zu Grenzstreitigkeiten der Weidegänge kommen. Die Kämpfe haben auch auf die Herden dezimierend eingewirkt, nicht minder die Verheerungen durch die Tiefliegen. Das Herero-Schaf ist hoch und feinknochig und hat einen zur Spitze auslaufenden Fettschwanz. Richtiger Kammkopf und Hängeohren, und die Böde kurz gehöhrt. Das Bles ist kurz und grob, daher von geringem Wert. Dagegen geben die Muttertiere gute Milch und im allgemeinen wird das Fleisch, namentlich jüngerer Tiere, als schmackhaft bezeichnet. — Der ungeschmälerte Bestand der Herde ist dem Hereros das wichtigste und er kann sich schwer von einem Stück trennen, wenn nicht besondere Veranlassung vorliegt oder er gezwungen wird, an Stärkere und Mächtigere freiwillig oder unfreiwillig abzugeben; je nachdem die Umstände ihn dazu zwingen. J. B.

## Allerlei

**Unerschütterlich.** Junge Dame: „Ich sage Ihnen hiemit zum letzten Male, mein Herr, daß ich Ihren Antrag nicht annehme. Wollen Sie nun gutwillig den Rückweg antreten, oder soll ich meinen Vater rufen?“ — Junger Mann: „Jawohl, den Vater, daß er das Jawort gibt.“

**Ein spanischer Gesandter am päpstlichen Hofe** lebte sehr glänzend und mußte daher oft Schulden machen. Einst hatte er den Geburtstag seines Königs mit aller erfindlichen Pracht gefeiert, da las man am nächsten Morgen an seinem Palaste: „Der Herr Gesandte hat alles getan, was er zu tun schuldig war, und ist alles schuldig, was er getan hat.“

**Wenzel Müller** war einer der beliebtesten Komponisten aus der Mozartzeit. Er bekleidete das Amt eines Kapellmeisters am Leopoldstädter Theater in Wien und hat eine zahllose Menge von Singspielen, Zauberopern und Possen geschrieben, die heute längst vergessen sind. Diese Werke entbehren jedes tieferen Gehaltes, waren aber bei der großen Menge beliebt und Wenzel Müller hielt sich daher auch für einen der bedeutendsten lebenden Komponisten. Er konnte es daher gar nicht begreifen, daß die Mozartschen Opern bald seinen Genius verbläßen ließen, und ärgerlich darüber, sagte er eines Tages: „Ich begreife gar nicht, daß man von diesem Mozart so viel hermachen kann. Mozart hat doch nicht mehr als sieben Opern geschrieben und ich habe über zweihundert davon komponiert.“ M. M.

**Koch oder Köchin?** Ludwig XV. von Frankreich war der Ansicht, daß eine Köchin nie das leisten könne, was ein Koch herzustellen vermöge. Er hatte diesen Satz der Madame Dubarry so oft wiederholt, daß diese den Versuch zu machen beschloß, den König durch die Tat eines anderen zu belehren. Sie ließ die geschickteste Köchin von ganz Frankreich ersuchen und unterrichtete sie dann genau über die Lieblingsgerichte des Königs

und seinen eigentümlichen Geschmack. Darauf veranstaltete sie ein Abendessen. Ludwig wurde von Gericht zu Gericht zufriedener, er erklärte ein jedes für vortrefflich und fragte, nachdem er noch die vorzüglichen kleinen Biskuits, die den Nachtisch beschloßen, gekostet hatte, nach dem Namen des neuen Kochs, den nach seiner Ansicht Madame Dubarry in ihre Dienste genommen. Triumphierend antwortete dieselbe, daß nicht ein Koch, nein, eine Köchin die glückliche Urheberin dieser unvergleichlichen Reihenfolge vollkommen gelungener Speisen gewesen sei, und nahm so dem König sein Vorurteil gegen die weiblichen Kochkünstler. Für ihre Köchin aber erbat sie, die gute Laune Ludwigs benutzend, eine hohe Auszeichnung. D.

## Gemeinnütziges

**Zum Kasten des Landes** muß beizeiten der Kalk angefahren werden, damit er bis zur Vornahme dieser Arbeit zerfallen ist. Zu diesem Zwecke legt man ihn auf Haufen und deckt ihn mit Mist oder Erde ab.

**Den Vortentläser** suchen viele nur an abgestorbenen Hindentellen; man sollte aber häufiger seine Obstbaumstämme untersuchen. Finden wir kleine schrotähnliche Löcher, so können wir sicher auf Befall schließen. Man suche mit Draht die in den Löchern sitzenden Schädlinge zu töten. Nützlich ist auch ein starker Karboliumanstrich.

**Die im Herbst aufgegangenen Kerkelraben** bedürfen keiner Fürsorge für den Winter. Sie sind vollkommen winterhart. Die Wurzeln, die den Winter am besten überstanden haben, bleiben stehen, die weniger günstiger stehenden aber werden im Frühjahr entfernt, wenn man die Gewächse durch Ausziehen verdrängen muß.

**In heiße Emailtöpfe** darf niemals kaltes Wasser gegossen werden, weil sonst die Emaille springt.

**Wird den Tabakfeldern** zu viel Stickstoff zugeführt, dann verzögert sich die Reife. Durch Phosphorsäure- und Kalbdüngung wird dagegen eine Verkürzung der Vegetationsperiode herbeigeführt.

**Edle Kanarienvögel** erhalten als Futter nur den besten Sommerkäse, dazu eine kleine Gabe Biskuit oder Eifutter. Jungen Kanarien muß das Eifutter täglich zweimal frisch bereitet werden. Dazu wird ein Hühnerrei genommen und 10 Minuten gekocht. Das Ei wird in der Mitte durchgeschnitten und mit der Schale, also Gelbes und Weißes, gereicht. Die Vögel picken die Schale aus. Natürlich reicht ein Hühnerrei für mehrere Vögel.

### Auflösung.

APRIL  
HARFE  
ARRAK  
A SOLO

**Homonym.**  
Ich komme dir in jedem Strome,  
Doch nie im Fluße zu Gesicht.  
Du hörst mich im hohen Dome,  
In einer Kirche aber nicht.  
Verklingen muß ich in dem Chöre,  
Und dennoch kann kein Sänger mich.  
Es zeigt mich jederzeit die Föhre,  
Auch deinem Chöre fehl ich nicht.  
Julius Fald.

**Rätsel.**  
Als Kleidungsstück ist das Wort bekannt,  
Kopfslos hält's der Spieler gern in der Hand.  
Fritz Guggenberger.

### Problem Nr. 163.

Von C. Weisert, Bietingheim.  
Schwarz.



Weiße.  
Matt in 2 Zügen.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

### Auflösung des Bilderrätsels in voriger Nummer:

Es einer eine Memme, hat er Held in der Memme.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Schriftleitung von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.